Bernd Tschöpe

Studienletter

Aggression und Autoaggression

Grundlagen und Orientierungshilfen für die Begleitung von Menschen mit geistiger Behinderung, die sich und andere verletzen

LAMBERTUS

Bernd Tschöpe

Studienletter Aggression und Autoaggression

Grundlagen und Orientierungshilfen für die Begleitung von Menschen mit geistiger Behinderung, die sich und andere verletzen

Herausgegeben vom

beratungszentrum alsterdorf

der Evangelischen Stiftung Alsterdorf

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten
© 2011 Lambertus-Verlag, Freiburg im Breisgau
www.lambertus.de
Umschlaggestaltung: Nathalie Kupfermann, Bollschweil
Druck: Rombach Druck- und Verlagshaus GmbH & Co KG, Freiburg
ISBN 978-3-7841-2032-4
eISBN 978-3-7841-2166-6

Inhaltsverzeichnis

DER FEHLENDE FRIEDE – VON DER ALLTÄGLICHKEIT MENSCHLICHER GEWALT 11

Das Eigentliche steht noch aus – Einführende Gedanken und Fragen 11
Adgredi – Auf jemanden oder etwas losgehen 14
Adgredi – Auf jemanden oder etwas zugehen 17
Zusammenfassung 18

ÜBER MENSCHLICHE GEFÜHLE 21

Emotion, Gefühl und Affekt – Von der Mühe, Vertrautes einzukreisen 21
Bei sich selbst zu Gast – Von der Hirnentwicklung und den Leidenschaften 23
Das limbische System – Die Schaltzentrale vor dem Denken 27
Gedanken im Hinblick auf die Praxis 30
Zusammenfassung 33

BEDEUTSAME GEFÜHLE – VON DER ANGST UND DER LIEBE, DEM STRESS UND DER WUT 37

Dem Fühlen einen Namen geben – Dimensionen des Erlebens 37
Angst – Das Tor zur Freiheit 40
- Über die Entstehung der Angst 41
- Diffuse Angst und konkrete Furcht 44
- Angst und Stress 47
- Angst und Freiheit 50

Wut – Das Tor zur Gewalt 51
Liebe – Das Tor zum Frieden 54
- Liebe, Chemie und Biologie 56
- Liebe, Zuwendung und Begleitung 59
- Liebe, Bindung und innerer Friede 62

Gedanken im Hinblick auf die Praxis 64
Zusammenfassung 67

ERKLÄRUNGSMODELLE MENSCHLICHER AGGRESSION – ANNÄHERUNGSVERSUCHE AN DIE REALITÄT 71

Aggression als Frustration 71
Aggression als Lernprozess 73
Klassisches Konditionieren 74
Operantes Konditionieren 74
Lernen am Modell 76
Aggression als vorbewusste Gedächtnisleistung 78
Die kognitive Neoassoziationstheorie 78
Die soziale Entwicklungstheorie 79
Aggression ist kein Wort – Ein Nachtrag 81
Gedanken im Hinblick auf die Praxis 82
Zusammenfassung 85

AUTOAGGRESSION – DER VERSUCH, DEM SCHMERZ SCHMERZ ZUZUFÜGEN UND ANDERE ANSICHTEN 87

Zur Definition selbstverletzenden Verhaltens 88
Zur Erscheinungsform selbstverletzenden Verhaltens 89
Zum Vorkommen selbstverletzenden Verhaltens 90
Zur Entstehung selbstverletzenden Verhaltens 92
Der psychoanalytische Erklärungsansatz 92
Lerntheoretische Erklärungen 93
Die Selbststimulationshypothese 95
Die Zwei-Prozess-Theorie 96
Entwicklungspsychologische Aspekte 98
Beeinträchtigungen in der Kommunikation 99
Organische Ursachen 101
Schmerzbewältigung 103
Gesamtbetrachtung 107
Gedanken im Hinblick auf die Praxis 110
Zusammenfassung 113

BESONDERE RISIKOFAKTOREN – DENKBARE WEGBEREITER VON KRISE UND ESKALATION 117

Vernachlässigung in der Kindheit 119
Bindungsschwäche 123
Hospitalismus 126
Depression 129

Reiz- und Informationsverarbeitungsschwäche 134
Strukturelle Gewalt 136
Fürsorglicher Zwang – Über den Widerspruch zwischen Theorie und Praxis 138
Hilflose Helfer – Opfer und Täter zugleich? 143
Traumatisierung – Ein möglicher Summenstrich 146
Gedanken im Hinblick auf die Praxis 154
Zusammenfassung 157

PRÄVENTION – DIAGNOSTIK ALS GRUNDLAGE 161

Zum Verständnis von Prävention 161
Der diagnostische Prozess 162
Funktionale Diagnostik 163
Integrative Diagnostik 164
Verstehende Diagnostik 166
Entwicklungsdiagnostik 169
Die kognitive Entwicklung nach Jean Piaget 171
Die psychosoziale Entwicklung nach Erik H. Erikson 176
Gedanken im Hinblick auf die Praxis 185
Zusammenfassung 188

KRISE, AKUTE KRISENINTERVENTION UND NOTFALLPLANUNG 191

Zum Verständnis von „Krise“ 192
Frühwarnzeichen 193
Konfliktverschärfung – Machtkampf und Gewaltspirale 196
Phasen der Eskalation – Hinweisreize und Intervention 198
Besondere Interventionsmaßnahmen 205
Zum Angriffsopfer 208
Zur Notfallplanung – Täter und Opfer in der Konflikt- und Bedingungsanalyse 211
Therapie als Unterstützung und Ergänzung 217
Notfallsituation „Autoaggression“ 220
Gedanken im Hinblick auf die Praxis 224
Zusammenfassung 227

SCHLUSSBETRACHTUNG – DER FEHLENDE FRIEDE 229

Das Eigentliche steht noch aus 229
Ein Studienletter ist nur ein Studienletter 231

Literatur- und Quellenverzeichnis 233
Sachverzeichnis 253

Der Autor 257

VORWORT

Der Umgang mit Aggression und Autoaggression ist in der Begleitung von Menschen mit geistiger Behinderung ein bedeutendes Thema. In meiner Wahrnehmung nimmt seine Bedeutung sogar beständig zu, wobei dahingestellt sein mag, ob dies einer größeren Sensibilität im Umgang mit Aggression und mit Gewalt geschuldet ist oder bestimmten Veränderungen im System der Betreuung und der Zuwendung. Die Nachfrage nach mehr Wissen und Verstehen und nach Methoden, die Praxis zu verbessern, steigt auf jeden Fall in den letzten Jahren beständig an, wie nicht zuletzt auch unsere Erfahrungen im Beratungszentrum Alsterdorf zeigen. Das Beratungszentrum bietet neben Fortbildungen eine Reihe psychologischer, pädagogischer und sozialpädagogischer ambulanter Hilfen für Menschen mit Behinderung und ihre Kommunikationspartner in Hamburg an. Der Studienletter Aggression und Autoaggression ist, wie der bereits vorliegende Studienletter Autismus, in Reflexion und vor dem Hintergrund dieser praktischen Arbeit entstanden.

Aggression und Autoaggression sind keine behindertenspezifischen Probleme. Wenn man sie besser verstehen will, muss man sich ihnen in ihrer Alltäglichkeit und als allgemein mögliche menschliche Verhaltensweisen annähern. Bernd Tschöpe geht diesen Weg und warnt davor, Menschen mit geistiger Behinderung, die sich oder andere verletzen, zu einem außerordentlichen Phänomen zu stilisieren. Sein Zugriff auf das Thema erfolgt von allgemeinen wissenschaftlichen Erkenntnissen und Theorien aus, um dann erst Fragen zur spezifischen Situation und zur Praxis mit Menschen mit geistiger Behinderung zu stellen. Er verspricht keine „Erlösungslehre“, sondern will dazu beitragen, mehr in Fragen und weniger in Lösungen zu denken. Wie kann man, so seine Leitfrage, auf einen Menschen mit geistiger Behinderung *zugehen*, wenn dieser auf jemanden oder etwas *losgeht*?

Die schier unübersichtliche Zahl der Erklärungsansätze von den psychoanalytischen Triebtheorien über die Lerntheorien bis hin zu den modernen assoziationstheoretischen Ansätzen werden nicht nur referiert, sondern jeweils auch danach durchleuchtet, welche Frage oder Blickrichtung im Umgang mit Menschen mit Behinderung mit fremd- oder selbstverletzendem Verhalten daraus abgeleitet werden kann. Bewusst vermeidet Bernd Tschöpe, die Erklärungsmodelle abschließend zu bewerten oder gar dem einen oder anderen den Vorzug zu geben. Er fordert auch nicht den Leser auf, dies zu tun. Vielmehr fordert er von

diesem als jemand, der in diesem Bereich tätig ist, die Erklärungsvielfalt zu kennen, um dann, im jeweiligen Einzelfall informiert und souverän, mehrere Perspektiven abwägend, die Umgangsweise mit dem Betroffenen bestmöglich zu bestimmen.

Als größten Feind aller Sozialarbeit bezeichnet er das Bedürfnis des Menschen, von seinen persönlichen Eindrücken und Erfahrungen her zu urteilen und zu moralisieren. Er wirbt vielmehr für den aufgeklärten Blick, dem die Vielfalt der wissenschaftlichen Erkenntnisse und Erklärungsversuche zugrunde liegt und der mehrperspektivisch sich der möglichen Erlebenswelt des Betroffenen annähert. Vor dem einfachen und vereinfachenden Verweis auf die Selbstbestimmung als einzigen Wert, wie er bisweilen in der Behindertenhilfe vorgetragen würde, warnt der Autor. Vielmehr müsse die sorgende und verstehende Haltung Grundlage sein, um überhaupt Selbstbestimmung zu ermöglichen.

Ein besonderes Augenmerk lenkt Bernd Tschöpe auf die spezifischen Risikofaktoren, die das Auftreten von aggressivem oder autoaggressivem Verhalten erhöhen können. Solche Risikofaktoren sind bei Menschen mit geistiger Behinderung oft gehäuft anzutreffen: Hospitalismus, psychische Erkrankungen, denen der Mensch mit Behinderung mangels kognitiver Brücken noch verständnisloser ausgesetzt ist als Menschen ohne Behinderung, institutionelle Vernachlässigung, institutionelle Gewalt, fürsorglicher Zwang. Der Autor ist dabei weit davon entfernt, Mitarbeiter, die psychisch oder physisch Gewalt anwenden, zu verurteilen. Vielmehr spricht er auch in diesem Zusammenhang von herbeigeführten Situationen in der Pflege und Pädagogik, entweder durch eine ideologisch verbrämte Beschränkung der persönlichen Assistenz auf bloße Handlangerdienste oder durch tatsächliche Knappheit der Personalausstattung, mangelnde Kommunikation der Mitarbeiter und mangelnde Wertschätzung und Fortbildung.

Bernd Tschöpe ist Psychologe und Pädagoge und über Jahrzehnte für die Fort- und Weiterbildung der Mitarbeiter in der Behindertenhilfe der Evangelischen Stiftung Alsterdorf und anderer diakonischer Einrichtungen tätig gewesen. Dies merkt man dem Buch an. Auch schwierige Sachverhalte werden verständlich dargestellt. Jedes Kapitel wird stets in prägnanter Form thesenartig zusammengefasst. Bisweilen werden den Leser überraschende, aber durchaus überzeugende und einprägsame Parallelen gezogen, beispielsweise zur indischen Philosophie und fernöstlichen Lebenslehren. Die Angst wird das Tor zur Freiheit genannt,

die Wut das Tor zur Gewalt und die Liebe das Tor zum Frieden. Zusammenhänge des Themas Aggression und Autoaggression werden dadurch klar und einprägsam.

Einen ersten Einstieg in die Krisenintervention bietet der Studienletter durch einen Überblick von Frühwarnsymptomen und Stufen der Eskalation und der Deeskalation. Auch wird ein Blick auf den „Umgang danach“ geworfen, insbesondere auf die Angriffsopfer nach einer misslungenen Deeskalation. Ausführlich und praxisorientiert wird auf diese Fragen aber in zwei weiteren, in Vorbereitung befindlichen Büchern zum Umgang mit Aggression und Gewalt in der Behindertenhilfe von Carlos Escalera eingegangen, die ebenfalls im Rahmen der Arbeit des Beratungszentrums Alsterdorf entstehen. Ein Band wird zur Aggressionssteuerung und ein anderer zum Konzept der *Dialog Orientierten Körperlichen Intervention*, DOKI, erscheinen. Das Konzept DOKI wurde von Carlos Escalera entwickelt und ist ein mittlerweile in der Praxis hoch bewährter Ansatz der Gewalt reduzierenden Intervention. Das Thema Aggression und Gewalt in der Behindertenhilfe erhält damit eine umfängliche Bearbeitung, die, so ist zu hoffen, einen Beitrag zu einer verbesserten Praxis leistet.

Dr. Michael Wunder
Leiter des Beratungszentrum Alsterdorf

Der fehlende Friede - Von der Alltäglichkeit menschlicher Gewalt und Aggression

„Es begab sich aber nach etlicher Zeit, dass Kain dem HERRN Opfer brachte von den Früchten des Feldes. Und auch Abel brachte von den Erstlingen seiner Herde und von ihrem Fett. Und der HERR sah gnädig an Abel und sein Opfer, aber Kain und sein Opfer sah er nicht gnädig an. Da ergrimmte Kain sehr und senkte finster seinen Blick. Da sprach der HERR zu Kain: Warum ergrimmst du? Und warum senkst du deinen Blick? Ist's nicht also? Wenn du fromm bist, so kannst du frei den Blick erheben. Bist du aber nicht fromm, so lauert die Sünde vor der Tür, und nach dir hat sie Verlangen; du aber herrsche über sie. Da sprach Kain zu seinem Bruder Abel: Lass uns aufs Feld gehen! Und es begab sich, als sie auf dem Felde waren, erhob sich Kain wider seinen Bruder Abel und schlug ihn tot. Da sprach der HERR zu Kain: Wo ist dein Bruder Abel? Er sprach: Ich weiß nicht; soll ich meines Bruders Hüter sein?"
(1. Mose 4, 3-9)

DAS EIGENTLICHE STEHT NOCH AUS – EINFÜHRENDE GEDANKEN UND FRAGEN

Man braucht nicht auf das Leben und Schicksal von Jesus von Nazareth zu verweisen, um zu erkennen, dass menschliche Gewalt der Liebe nichts, hingegen aber die Liebe der Gewalt alles antun kann. Nichts anderes vermitteln beispielsweise auch die Schriften des 1986 in Kalifornien verstorbenen indischen Weltlehrers Jiddu Krishnamurti, der sich kritisch mit allen Aspekten der menschlichen Natur auseinandersetzte. Zweimal war er von den Vereinten Nationen eingeladen worden, um der Völkergemeinschaft den Zusammenhang zwischen Angst, Aggression, Gewalt und dem Bestreben nach Sicherheit zu erläutern.
Was aber versteht der einzelne Mensch, gebunden an seine persönlichen Erfahrungen und Vorstellungen von Glück und Unglück, unter Liebe und Gewalt? Und was sagen darüber die Natur- und Geisteswissenschaften aus, was die unterschiedlichsten Kulturen, Gesellschaftssysteme, Moral-

und Religionslehren, ist doch bereits der Versuch, die Liebe zu definieren, eine gewaltsame Begrenzung ihrer selbst?
Trotz dieser Fragen scheint es für die meisten Menschen letzten Endes dennoch relativ einfach zu sein, darauf eine intellektuell begründete, sachliche Antwort zu geben, aber in den seltensten Fällen eine bedingungslos gelebte.
Alle Lehren zur Überwindung der menschlichen Aggressivität und Gewaltbereitschaft scheinen bislang versagt zu haben. Die so genannten großen Kriege zwischen Ländern und Völkern, aber auch die so genannten alltäglichen kleinen Kriege, die in der Familie, in der Freizeit oder am Arbeitsplatz aus gekränktem Gefühl, aus Angst, Ohnmacht, Wut und Enttäuschung geführt werden, scheinen eher erklärbar denn überwindbar zu sein. „Wo endet das Eigeninteresse und wo beginnt das andere?“ lautet daher eine der letzten Fragen Krishnamurtis (2002, 13), denn „… Eigeninteresse ist die Tür, die den anderen aussperrt.“
Einem ähnlichen Gedankengang folgt Professor Gerald Hüther, Dozent für Neurobiologie an der Psychiatrischen Klinik der Universität Göttingen. In seinem Buch „Bedienungsanleitung für ein menschliches Gehirn“ (2005 a, 128ff.), spricht er von der Unterdrückung und Abwehr von *Betroffenheit*, dem einzigen und wirklichen Bedienungsfehler, den der Mensch bei der Benutzung seines Gehirns machen kann.

„Das Fatale an diesem Bedienungsfehler ist der Umstand, dass Betroffenheit und Selbstzweifel äußerst unangenehme Gefühle sind … Betroffenheit lässt sich also immer dann besonders gut unterdrücken, wenn es einem Menschen gelingt, sich selbst, die eigenen Ziele, die eigenen Vorstellungen besonders hoch zu bewerten, sich selbst wichtiger, richtiger und am Ende gar überlegener zu betrachten als andere Menschen mit anderen Zielen, Haltungen und Überzeugungen … Alles andere lässt ihn kalt“ (ebd., 130f.).

Vor diesem allgemeinen Hintergrund einen Studienletter zu entwickeln, der sich mit der Aggression und Gewalt in der Behindertenhilfe und, darin eingebunden, mit aggressiven oder selbstverletzenden Verhaltensweisen von Menschen mit geistiger Behinderung auseinandersetzt, fällt nicht leicht. Denn wie sollen vorhandene Lösungsansätze, für einen gesonderten Adressatenkreis aufgezeigt, reflektiert und vielleicht sogar neu entwickelt werden, solange der Mensch auf seine Gewaltbereitschaft grundsätzlich noch keine Antwort gefunden hat?
Besitzen daher praktische Hilfen, Lösungsansätze und Empfehlungen in der Auseinandersetzung und Begegnung mit aggressiven, gewalttätigen und von geistiger Behinderung betroffenen Menschen keine

Allgemeingültigkeit? Scheinen sie nur für diese kleine (aus)gesonderte Gruppe bestimmt zu sein, obwohl die in der Behindertenarbeit tätige Dozentin und Psychologin Barbara Senckel (1999, 2002/2004, 212f.) schreibt, dass sich sowohl die Entwicklung als auch die Erscheinungsweisen der Aggression bei geistig behinderten Menschen im Wesentlichen nicht anders darstellen als bei normal Begabten? Ähnlich wie Senckel gibt auch der Psychiater Volker Faust (2005, 1) zu bedenken, dass schwere Gewalttaten von Menschen mit psychischer Erkrankung oder geistiger Behinderung im Vergleich zur Verteilung von Gewalttaten in der Gesamtbevölkerung nicht häufiger auftreten.

In Bezug auf diese Aussagen
und besonders in Bezug auf sich selbst verbietet es sich daher,
Menschen mit geistiger Behinderung, die sich oder andere verletzen,
zu einem außerordentlichen Phänomen herabzuwürdigen.

Ehrenamtlich wie professionell tätige Bezugs- oder Begleitpersonen, Betreuer oder Assistenten in der Behindertenhilfe stehen daher letztlich vor einer grundsätzlichen Frage, die Klaus Dörner und Ursula Plog in ihrem Lehrbuch der Psychiatrie/Psychotherapie (1978, 290) aufgrund ihrer zentralen Bedeutung als „Gretchenfrage“ bezeichnen:

„Wie nehme ich mich wahr, wie nimmt der Andere sich wahr, und wie kommt es zum Austausch zwischen uns, also zur Basis einer therapeutischen, pädagogischen bzw. normalen Beziehung? Liegt ein Scheitern an seinem oder meinem Unvermögen?“

Vielleicht führen diese Fragestellungen zu einem gangbaren Weg, dessen Anfang bereits durch die Abwesenheit von Aggressivität, Aggression und Gewalt charakterisiert ist. Denn seit Jahrhunderten folgt die Menschheit vergebens vielen „Lehrpfaden“ und Ideologien, um am Ende des Weges nicht den versprochenen Frieden, sondern nur neue Ideenlehren vorzufinden. Nicht umsonst führt daher der Behindertenpädagoge Professor Georg Feuser (2001, 3) in seinem Vortrag über Mitmenschlichkeit und Mitmensch-Sein den französischen Philosophen Jean-Paul Sartre an, der der Auffassung ist, dass Ideologien Freiheit meinen, wenn sie entstehen, aber Unterdrückung sind, sobald sie zur Realität werden. Das heißt, dass es anscheinend allen Ideologien innewohnt, Leben auszugrenzen, um es durch Regelwerk zu ersetzen.

Der Studienletter kann daher keine allgemeinverbindlichen Patentlösungen, Rezepte, Hilfsmittel und Behandlungsverfahren anbieten, die in der Praxis nur der Anwendung bedürfen, um der Gewalttätigkeit eines Menschen gegen sich oder andere zu begegnen. Zum einen würde damit die Existenz eindeutig wie generell wirksamer Lösungen – diese gibt es bis heute nicht – suggeriert und zum anderen würden scheinbar objektive Behandlungskategorien unterstellt. Was aber würde dann mit demjenigen Menschen geschehen, der solchen Kategorien oder Standardhilfen als „Behandlungsobjekt" nicht entspricht? Insofern geht es nicht um die Entwicklung einer wie auch immer standardisierten Praxis, sondern vielmehr um problemorientierte Anregungen zu einer möglichst individualisierten Begleitung und Hilfe.
Insgesamt kann der Studienletter daher nur ein Beitrag dafür sein, auffällige Verhaltensphänomene wie die der Aggression und Autoaggression weniger in Lösungen, sondern vermehrt in Fragen zu denken und zu betrachten. Diesbezüglich nimmt die „Gretchenfrage" von Dörner/Plog einen hohen Stellenwert ein, um zwischenmenschliche Begegnungen frei von Angst und Bedrohung zu ermöglichen. – Da bislang die Antworten ausstehen, wartet das Eigentliche immer noch zu.

ADGREDI – AUF JEMANDEN ODER ETWAS LOSGEHEN

Das begriffliche Verständnis von Aggression wie auch das Wort selbst leiten sich von dem lateinischen Verb *adgredi* ab. Je nach Kontext liegen mehrere Bedeutungen vor. Hier soll das Verb vorerst im Sinne der Überschrift verwendet werden: auf jemanden oder etwas zugehen, losgehen, angreifen, überfallen (Etymologisches Wörterbuch des Deutschen 1997, 17). Im Kriegsfall bedeutete das für die römischen Legionen den Einmarsch in ein fremdes Land oder aber das Andocken an ein gegnerisches Schiff, um es zu entern und einzunehmen. Entsprechend findet man in einem älteren Duden (1986, 29) unter dem Begriff Aggression die sinn- und sachverwandten Wörter *Angriff* und *Okkupation* (Besitznahme/Eroberung).

„Auf jemanden oder etwas losgehen" beinhaltet demnach,
jemanden oder etwas gegen seinen Willen in Besitz zu nehmen.

Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass das Verständnis von *adgredi* und Aggression mit Begriffen wie Krieg, Streit, Gewalt, Angst, Schmerz und Not verbunden ist. Zahlreiche Informationen, Nachrichten und Dokumentationen aus Presse, Rundfunk und Fernsehen, aber auch Spielfilme für Kinder oder Erwachsene sowie der Großteil an Computerspielen sind ein Abbild dessen. Stets scheint jemand „auf jemanden oder etwas" nicht zuzugehen, sondern „loszugehen". So klagen besonders alle Kriege – unabhängig davon, wie sie sich in der Vergangenheit begründeten oder aber gegenwärtig begründen – den Frieden an, keiner gewesen zu sein.
Der zweite Weltkrieg, der 1939 mit dem Überfall der Deutschen auf Polen begann, kostete 74 Millionen Menschen das Leben. Dies ist nach wie vor eines der schlimmsten, aber auch deutlichsten Beispiele auf der Makroebene von Aggression und Gewalt. Aber auch die Natur wird vom Menschen angegriffen, sodass er autoaggressiv seine eigene Existenz zu vernichten droht. So ist zum Beispiel der Netzeitung Wissenschaft (2005, 1f.) zu entnehmen, dass die Weltgesundheitsorganisation zukünftig mit Millionen von Toten durch Umweltschäden rechnet. Denn bereits eine Million Menschen sterben jährlich in Asien und im pazifischen Raum an den Folgen von Industrialisierung, Verstädterung und Erderwärmung. – Wie aber verhält es sich auf der Mikroebene des alltäglichen Kleinkriegs?

Auf jemanden oder etwas losgehen – Beispiele „nicht behinderter" und „behinderter" Menschen

Am 26. April 2002 erschießt der Schüler Robert Steinhäuser am Erfurter Gutenberg-Gymnasium 16 Menschen und sich selbst. In seiner Analyse über diesen Amoklauf schreibt dazu Dietmar Henning (2002, 6) unter anderem: „Viele Schüler reagieren mit Aggressionen, Wut, Verzweiflung und Gewalt auf den erhöhten Leistungsdruck und die soziale Auslese …".

Nur wenige Jahre später kommt es in Winnenden bei Stuttgart am 11. März 2009 zu einem weiteren Amoklauf. Fünfzehn Menschen sterben durch die Hand eines 17-jährigen Schülers.

Am 13. Mai 2005 berichtet der Fernsehsender MDR über das so genannte Happy Slapping („Fröhliches Draufschlagen") in Großbritannien, bei dem Jugendliche beliebig Menschen niederschlagen, dies per Handy aufnehmen, um sich anschließend damit zu brüsten.

Ein sechsjähriges Mädchen malt in der Schule einen Prinz und eine Prinzessin, die von vielen Herzen eingerahmt sind. Die Lehrerin lobt das Kind und sagt, dass sich der Prinz und die Prinzessin aber sehr lieb haben müssen. Daraufhin antwortet die Sechsjährige: „Nein, die sollen sich lieb haben! Ich will nicht mehr, dass nachts geschrien wird und Mama mit dem Messer auf Papa losgeht!“ (Eine Lehrerin zum Verf./20.10.2005).

Eine Jugendliche erzählt: „Ja, es gab echt mal eine Zeit, wo ich ausgerastet bin, psychisch. Einige Ängste haben sich da aufgestaut, was weiß ich. Prüfungsangst … Angst vor der Zukunft, wie es dann weitergehen soll … Beziehungsangst, alles mögliche, was weiß ich … Was hab’ ich gemacht? Ich hab’ angefangen, an mir rumzuritzen, an den Armen oder so“ (ARTE 1994).

Ein Jugendlicher berichtet in einer Fernsehsendung, dass er als Kind zuhause so schwer misshandelt wurde, dass er für zwei Jahre ins Krankenhaus musste. Danach wurde er wieder misshandelt, was zu einer Gehirnerschütterung führte, die epileptische Anfälle und Sehstörungen bis fast zur Erblindung bedingte. Zudem verbrannte man ihm den Brustkorb. Weitere Krankenhausaufenthalte wurden nötig, aber die Misshandlungen hörten nicht auf. Aufgrund einer Fehleinschätzung kam er für zehn Jahre in ein Heim für geistig Behinderte und Schwererziehbare (NDR 3 1984).

Einem Bericht über einen 14jährigen Jungen mit geistiger Behinderung, der in einem Kinderheim wohnt, sind unter anderem folgende Verhaltensauffälligkeiten zu entnehmen: Zu einem 13jährigen Mädchen hat er einen negativen Kontakt und greift es in der Rolle eines Strafenden schnell an; er überwacht ihr gesamtes Verhalten und wird oft sehr gewalttätig; scheinbar ohne Grund zerstört er viele Gegenstände; bei großer Wut greift er seine Erzieher an, zerstört das Mobiliar und alle Fenster (Tschöpe 1998, 30/42).

Ein Bewohner einer Behinderteneinrichtung versucht mehrmals, Lastkraftwagen anzuzünden. Ein Wagen brennt völlig aus. In einem Gespräch erzählt er, dass er in seiner Kindheit von seinem Vater sexuell missbraucht wurde, der Lastkraftwagenfahrer gewesen war. 1999 zündet er ein leer stehendes Haus an, in dem er als Jugendlicher von Mitbewohnern ebenfalls missbraucht worden war (Gespräch mit dem Verf./08.05.2000).

„Ich warte auf das Essen, den Fernseher und den Tod.!
Wenn ich könnte, würde ich hier alles und nichts zerdonnern“ (Eine 80jährige, kranke und bettlägerige Frau zum Verf. in einem städtischen Altersheim/22.12.2002).

ADGREDI – AUF JEMANDEN ODER ETWAS ZUGEHEN

Die Bedeutung von *adgredi* entspricht nicht grundsätzlich dem bisher geschilderten Verständnis einer feindlich gestimmten Haltung, die letztlich zur Anwendung von Gewalt führt. In einem anderen Sinnzusammenhang kann es auch ein Sichannähern und Herangehen bedeuten, ein energisches, gezielt sachliches „Auf-den-Punkt-kommen". Dies ist unter anderem vom Sport her bekannt, wenn eine Mannschaft oder aber eine Einzelperson vom Trainer dazu angehalten werden, im Spielgeschehen vermehrt „aggressiv zur Sache" zu gehen. Hierbei ist jedoch das eingeforderte „Auf-den-Punkt-kommen" an ein festes Regelwerk gebunden, das von allen Spielern einzuhalten ist. Das Verb *adgredi* verliert damit seine feindselig aggressive und gewaltbereite Auslegung. In der Zusammenführung beider Deutungsmöglichkeiten lautet daher die Kernfrage des Studienletters:

Wie kann man
auf jemanden zugehen,
wenn dieser
auf jemanden
oder etwas losgeht?

Die Antwort hat den Charakter eines Dialogs, sucht man sie vorläufig bei nur zwei Begebenheiten aus der Vergangenheit auf:

Konflikt und Lösung
Nahe der polnischen Grenze, liegt der Ort Frostenwalde. Vor dem Hintergrund eines zehnjährigen Pilotprojekts zur Bekämpfung der Jugendgewalt in Berlin werden dort gewalttätige Jugendliche in ein Heim eingewiesen. Sie sollen lernen, nach festen Regeln selbstverantwortlich zu leben, zu wohnen und zu arbeiten (ARD 2006). Im Rahmen einer Übungseinheit wurden die Jugendlichen gefragt, was sie unter „sozialer Konfliktlösungsstrategie" verstehen. „Reden statt schlagen", war die Antwort.

Miteinander reden
Im September 1981 fand in Thessaloniki/Griechenland ein europäischer Behindertenkongress statt. Im Verlauf der Veranstaltung wies der damals in Mainz lehrende Behindertenpädagoge Professor Heinz Bach im Umgang mit

verhaltensauffälligen, aggressiven und gewaltbereiten Menschen mit geistiger Behinderung besonders auf deren Sprachförderung und Spracherziehung hin (vgl. Bach 1979, 27).

„Denn wenn ein Mensch
über keine Sprache verfügt,
so verbleiben ihm nur noch
Hände, Füße und Zähne,
um sich zu wehren“,
sagte Bach sinngemäß
auf dem Behindertenkongress in Griechenland.

ZUSAMMENFASSUNG

Der Gewalttätigkeit und Aggression verhaltensauffälliger Menschen mit geistiger Behinderung zu begegnen, stellt grundsätzlich keine behindertenspezifische Problematik dar. Vielmehr handelt es sich um zutiefst menschliche Verhaltensweisen.

Alle Lehren und Versuche zur Überwindung der menschlichen Aggressivität haben bislang versagt. Der Studienletter versteht sich daher weder als allgemeingültige noch spezifische „Erlösungslehre“.

Um der menschlichen Gewalt und Aggression zu begegnen, ist es notwendig, weniger in Lösungen, sondern vermehrt in Fragen zu denken. Bis zu deren Beantwortung steht das Eigentliche bzw. Wesentliche noch aus, das dem Menschen einen äußeren wie inneren Frieden zu sichern hilft, der sich nicht nur über die kurz- oder längerfristige Abwesenheit von Gewalt und Aggression definiert.

Der Begriff sowie das Begriffsverständnis von Aggression leiten sich von dem lateinischen Verb *adgredi* ab, das in einem bestimmten Kontext „angreifen/überfallen“ bzw. „auf jemanden oder etwas losgehen“ bedeutet. Entsprechend veranschaulichen einige willkürlich gewählte Beispiele der Makroebene von Krieg und Umweltzerstörung sowie Beispiele der Mikroebene des alltäglichen Kleinkriegs, wie und mit welcher Gewalt und

Aggression Menschen „auf jemanden oder etwas losgehen“.

In einem anderen Bedeutungszusammenhang stehend verliert das lateinische Verb *adgredi* seine feindlich gestimmte Absicht und Bedeutung. Es beschreibt dann eine Annäherung, ein „Zugehen auf jemanden oder etwas“. Zwei Begebenheiten aus der näheren Vergangenheit verdeutlichen dieses Zugehen in der Form eines Dialogs, der beide bisherigen Auslegungen von *adgredi* enthält.

Für den Studienletter stellt sich daher die grundsätzliche Frage, wie man auf einen Menschen (mit geistiger Behinderung) „zugehen“ kann, wenn dieser „auf jemanden oder etwas losgeht“?

Über menschliche Gefühle

„Wenn sich eine Frau unglücklich fühlt, und der Gatte teilt ihr Leid,
schwindet ihr Kummer. Gerät sie aber in Zorn,
hilft es dem Gatten nichts, wenn er sich ebenfalls in Wut steigert."
(Lin Yutang, chinesischer Schriftsteller; 1981, 455)

Seit Jahrtausenden wird das menschliche Leben von Gefühlen getragen, bestimmt und durchdrungen. Sie bilden gleichermaßen den „Motor" allen Verhaltens. Ein jedes gesprochenes Wort drückt bereits Gefühle aus wie es auch beim Zuhörer Gefühle erzeugt, die sich zu Handlungen wandeln. Ein Gleiches gilt für die Mimik und Gestik des Menschen. Und es gab sogar Gefühle vor der Menschheitsgeschichte, schreiben die amerikanischen Psychologen und Humanbiologen Robert Ornstein und Richard F. Thompson (1986, 30). Aber erst im letzten Jahrhundert wandten sich Forschung und Wissenschaft dem Bereich der Emotionen zu. Das heißt, lange mieden die Forscher diese Welt, da sie ihnen zu subjektiv erschien, um sie wissenschaftlich objektivieren zu können (Philip Bethge im „SPIEGEL"; 2003, 55).
Zu dieser zu erforschenden Welt an Gefühlen gehört die menschliche Aggression im Ausdruck von Wut, Ärger, Zorn, Hass und in der Anwendung von Gewalt. Gleich der Autoaggression ist sie das letztendliche „Produkt" einer Emotion oder Affekts. Wer oder aber was stellt dieses „Produkt" der Gewalt an sich oder anderen her? Schließlich will der Mensch doch nur, so banal es auch klingen mag, „Ruhe und Frieden" haben. Allerdings nur *seine* Ruhe, *seinen* Frieden.
Ist daher nicht jeder Ausdruck von Aggression und Autoaggression letztlich ein *Versuch der Problembewältigung*, um über das Vehikel der Gewalt die eigene Unruhe in Ruhe, die eigene Unsicherheit in Sicherheit und den eigenen Unfrieden in Frieden zu wandeln?

EMOTION, GEFÜHL UND AFFEKT – VON DER MÜHE, VERTRAUTES EINZUKREISEN

Die Versuche der Forschung, die Gefühlswelten des Menschen wissenschaftlich auszuloten, finden relativ einheitlich unter dem Ober- und Sammelbegriff der „Emotion" statt. Aber diese Einheitlichkeit schwindet, sobald versucht wird, Begrifflichkeiten wie „Emotion",

„Gefühl“ und „Affekt“ zu definieren. So geht beispielsweise der amerikanische Motivationsforscher Charles N. Cofer (1975, 87) grundsätzlich nur von Gefühlszuständen der „Emotion“ aus und meint, „… dass der Begriff, auch wenn er unpräzise ist, trotzdem eine nützliche Kategorie des Verhaltens und der Erfahrung darstellt.“
Andere Forscher hingegen wollten eine begriffliche Festlegung vermeiden und gingen stattdessen – wie Donald B. Lindsley (1951) oder Elizabeth Duffy (1962) – von der Erfahrungstatsache aus, dass jede Gefühlsfärbung mit unterschiedlichen Erregungs- und Aktivierungszuständen verbunden ist. Folglich vermutete man im Gehirn spezifische Erregungsmuster, über die Gefühle definiert werden können. Doch der Ansatz scheiterte. Man fand zwar Erregungen, aber keine charakteristischen Erregungsniveaus, die einen bestimmten Gefühlszustand widerspiegelten. Zustände von Angst oder Wut, von Lust, Freude oder Schmerz blieben bei diesem Forschungsansatz quasi unentdeckt.
Auch die in New York lehrende Philosophin und Psychoanalytikerin Donna M. Orange (2004, 119ff.) bietet keine eindeutigen Begrifflichkeiten an. Sie benutzt das Wort „Emotion“ für subjektiv erlebte Gefühlsprozesse und wendet sich gegen die tradierte Auffassung der Psychoanalyse, Emotionen als bloße Signale sexueller oder aggressiver Konflikte bzw. als das Endprodukt erfolgloser Konfliktlösungsversuche zu betrachten.
Der früher an der Universität Frankfurt am Main lehrende Psychiater und Psychoanalytiker Stavros Mentzos (2005, 27) sieht das Definitionsproblem anscheinend gelassener. In Bezug auf die wissenschaftlichen Uneindeutigkeiten bzw. Mehrdeutigkeiten von Affekt, Gefühl und Emotion verzichtet er auf eine genaue Abgrenzung. Zugleich ist er der Ansicht – und das scheint das wahrhafte Problem allen Definierens zu sein - dass sich Affekte begrifflich nicht fassen lassen (ebd., 29), obwohl ein jeder Mensch von „Kopf bis Bauch“ um sie weiß.
Die französischen Gelehrten Jean Delay und Pierre Pichot (1973, 103), deren Forschungsfeld die medizinische Psychologie ist, unterscheiden zwischen Affekt, Gefühl und Leidenschaften. Der Affekt wird als kurze Gefühlswallung beschrieben. Die Gefühle hingegen zeichnen sich durch eine größere Stabilität und Dauerhaftigkeit aus, aber besitzen eine geringere Intensität, während es sich bei den Leidenschaften um lang anhaltende intensive Gemütszustände handelt. Letztere machen nach Auffassung der beiden Wissenschaftler den Menschen gegenüber der Wirklichkeit blind.
Der aus Kalifornien stammende Bestsellerautor, Psychologe und Redakteur Daniel Goleman (1997, 22ff.) geht wiederum anders an das Problem heran. Er verweist lediglich auf die lateinische Wurzel des

Wortes „Emotion“, das sich von dem Verb *movere* ableitet und „bewegen, hinwegbewegen, aufrütteln, in Bewegung geraten“ bedeutet. Entsprechend beinhaltet *emovere* etwas aus sich heraus „auszudrücken“ bzw. „herauszubewegen“. Gleich Cofer betont der Autor damit den Motivationscharakter der Emotion, sodass jedem Gefühlszustand die Tendenz zum Handeln innewohnt. Die Emotionen des Menschen werden daher als biologisch notwendige Handlungsbereitschaften und Reaktion gedeutet, die das Überleben sichern. In diesem Sinn werden nicht bloße Definitionen, sondern als wichtig erachtete *Bedeutungszusammenhänge* unterlegt.

Was dem Laien vor diesem verwirrenden Hintergrund zur Orientierung verbleibt, scheinen vielleicht nur Nachschlagewerke mit ihren Begriffserklärungen zu sein. So wird im Herkunftswörterbuch des Duden (1989, 154) der Begriff der Emotion vereinfacht als Gefühl, Gemütsbewegung und seelische Erregung beschrieben. Er ist mit dem Verständnis eines Affekts nahezu identisch, berücksichtigt man, dass hierbei von einer stärkeren Erregung ausgegangen wird (ebd., 23), die mit einem Kontrollverlust einhergehen kann.

Im Klinischen Wörterbuch (Pschyrembel 2007, 29) wird unter dem Affekt eine zeitlich kurze und intensive Gefühlsregung verstanden, während von „Stimmungen“ gesprochen wird, wenn mehrere Affekte eine gemeinsame Ausrichtung besitzen. Für die Einheit des Gefühls- und Gemütserlebens mit seinen Stimmungen, Emotionen, Affekten und Trieben wird der Begriff der „Affektivität“ gewählt. Unabhängig davon stehen alle Begriffe wie auch alle Abgrenzungs-, Umschreibungs- und Definitionsversuche einheitlich für physiologische Veränderungen, die mit der Wahrnehmung, Erinnerung oder Vorstellung einer Situation verbunden sind (Fröhlich/Drever 1983, 110).

BEI SICH SELBST ZU GAST – VON DER HIRNENTWICKLUNG UND DEN LEIDENSCHAFTEN

Der französische Philosoph und Mathematiker René Descartes (1596 – 1650) veröffentlichte 1649 seine letzte Schrift. In ihr setzte er sich mit den „Leidenschaften der Seele“ auseinander. In den Artikeln 161 und 187 (1984, 255ff./287ff.) beschreibt und analysiert er den Edelmut des Menschen, eine Tugend, die seiner Ansicht nach der Schlüssel zu allen anderen Tugenden ist. Ein Schlüssel, der dem Menschen nicht in den

Schoß gelegt ist, sondern erworben werden muss. Und zwar in der Art „… dass eine gute Erziehung sehr dazu dient, die Mängel der Geburt zu korrigieren“ (ebd., 255). Ein edelmütig erzogener Mensch wäre demnach nicht in der Lage, seiner Aggressivität freien Lauf zu lassen, denn „… zum guten Teil bedeutet Edelmut, guten Willen gegenüber jedem zu haben …“ (ebd., 289).
Indirekt spricht Descartes damit die Macht eines Gefühls an, das zu seiner Zeit im Schulgebrauch „Hochherzigkeit“ genannt wurde. Und gleichzeitig verweist er auf die Macht einer guten Erziehung und deren Einfluss auf die Gefühls- und Willensbildung des Menschen, der seiner Ansicht nach als „Mängelwesen“ geboren wird.
Woher kommt es also, dass der Mensch seine Aggressivität und Bereitschaft zur Gewalt noch nicht überwunden hat? Mangelt es ihm vielleicht an einer „guten“ Erziehung, wenn beispielsweise der französische Nationalspieler Zinedine Zidane bei der Fußballweltmeisterschaft 2006 den Italiener Marco Materazzi mit einem Kopfstoß brutal zu Fall bringt?
Anders gefragt: was ist zu verstehen, wenn in der Wohngruppe einer Einrichtung für Menschen mit geistiger Behinderung Fensterscheiben, Schränke und Stühle zu Bruch gehen? Und was bedeutet es, nichts von alledem zu tun, sondern sich immer wieder den Kopf blutig zu schlagen oder sich in den Arm zu beißen?

Was also ist zu verstehen, sobald das Gefühlszentrum des Menschen mit seinen Impulswellen das Stammhirn überschwemmt und alles Denken samt dem Willen seine Kraft verliert?

„Wie sehr die Emotionen den denkenden Geist im Griff haben, begreift man besser, wenn man einmal die Evolution des Gehirns betrachtet.“ Mit diesen Worten beginnt Daniel Goleman (1997, 26) nach einer ersten Antwort zu suchen.
Zur Veranschaulichung wird dazu ein im Fernsehen dokumentierter Vortrag von Fritz Heppner (1984), Professor und Neurochirurg an der neurochirurgischen Klinik in Graz/Österreich, sinngemäß wiedergegeben. Die sprachliche Vermittlung und entsprechende Zeichnungen wurden damals aus Gründen des besseren Verständnisses einfach gehalten:

Um Funktion und Aufbau des menschlichen Gehirns zu verstehen, muss man sich vor Augen halten, dass dies das vorläufige Endprodukt einer langen

Evolutionsreihe ist, wo die Gehirnteile, die die Ahnen entwickelt haben, mit übernommen wurden. Dies kann zum Beispiel von der Betrachtung des Reptiliengehirns ausgehen, da es dem menschlichen Hirnstamm sehr ähnlich ist:

Das Gehirn des Reptils verfügt über einen einfach angelegten Kortex (Hirnrinde). Aber dennoch erfüllt es die wichtigsten Aufgaben der Natur, nämlich die der *Selbsterhaltung und Arterhaltung*. Und das mit einem relativ einfachen Apparat, der die Signale aus der Umwelt aufnimmt und in Taten umsetzt. Einen Stimmfühlungslaut zwischen Muttertier und Jungtier gibt es noch nicht. Dies geschieht erst in einer weiteren Evolutionsphase, die zu den niederen Säugern aufrückt. Es entwickelt sich der älteste Großhirnbereich, eine Art „Gefühlskappe" bzw. das limbische System. Es macht beim Menschen einen Großteil des ehemaligen Reptiliengehirns aus und lässt auf jeder Seite drei hirnanatomisch belegte Funktionssektoren erkennen:

Die Funktionssektoren teilen sich in jenen Bereich ein, wo die Emotionen (a) „zuhause" sind, wo sozusagen die Leidenschaften gekocht werden. In dem angrenzenden Bereich befindet sich das Integrationszentrum für die autonomen Funktionen (b) wie zum Beispiel die zur Regelung des Blutdrucks, des Herzschlags und der Körpertemperatur. Der dritte Funktionssektor bildet einen Gedächtnisspeicher (c) und ist ein Zentrum für die eingesammelten Informationen. Im Gegensatz zum Reptil verfügen daher die älteren, ersten Säugetiere bereits über ein individuelles Lernen.
In der weiteren Evolution zu den höheren Säugern bis hinauf zu den Primaten und dem Menschen kommt zu der „Gefühlskappe" noch eine „Verstandeskappe" hinzu, die die alten Strukturen umgibt. Diese neue Großhirnrinde (Neokortex) wölbte sich